

Alexander Rometsch

Wahlkampf in Washington

Carl Bernstein: Hillary Clinton – Die Macht einer Frau. Verlag Droemer Knaur, München 2007, 968 Seiten, 22,90 Euro.

Jeff Gerth, Don Van Netta Jr.: Her Way. The Hopes and Ambitions of Hillary Rodham Clinton. Little, Brown and Company, New York 2007, 448 Seiten, US\$ 29,99.

Barrack Obama: Hoffnung wagen. Gedanken zur Rückbesinnung auf den American Dream. Riemann Verlag, München 2007, 480 Seiten, 19,00 Euro.

Seit einigen Monaten tobt in den USA der innerparteiliche Wahlkampf um die Präsidentschaftskandidaturen. Zur rechten Zeit kommt daher die umfassende und solide recherchierte Biografie des renommierten Enthüllungsjournalisten Carl Bernstein über die Favoritin bei den Demokraten, Hillary Clinton.

Bernsteins chronologisch strukturiertes Werk stellt eine gründliche Charakterstudie dar, die Clintons privaten und politischen Lebensweg mit kritischer Sympathie verfolgt. Dabei bringt er Erstaunliches ans Licht. So räumt er mit der gängigen Vorstellung einer geborenen Mittelstands-Jugend Hillary Rodhams im Vorort-Idyll der 1950er- und 1960er-Jahre auf. Bernstein beschreibt ihre ersten beiden Lebensdekaden als von einem lieblosen Vater beherrscht. Dieser wird als misanthroper, geiziger und bisweilen sogar brutaler Patriarch skizziert. Aus dieser Situation heraus entwickelte Hillary die ihr eigene Stärke. Geprägt von christlich-methodistischen Überzeugungen, wuchs sie zu einer ehrgeizigen, zielstrebigem und standfesten jungen Frau mit präziser Intelligenz und ausgeprägtem politisch-moralischen Sendungsbewusstsein heran. Als Studentin am Wellesley-College Mitte der 1960er-Jahre wandelt

sie sich schrittweise vom „Goldwater girl“ zur Demokratinnen und Gegnerin der Regierung Nixon. Anders als manch anderer ihrer Generation entwickelte sie sich allerdings nicht zur Radikalen. Ihre Rolle in der amerikanischen Studentenbewegung war aktiv, jedoch auch zwischen den Fronten vermittelnd. In ihrer Abschlussrede in Wellesley bezog sie gegen den Vietnamkrieg Stellung und gab dem Vertrauensverlust der jungen Generation gegenüber der Politik Ausdruck – eine Rede, durch die sie das erste Mal landesweit Schlagzeilen machte.

Trotz hervorragender Studienleistungen in Wellesley und an der Yale Law School entwickelte sich Hillary nicht zur typischen Intellektuellen. Bernstein betont die für sie typische Verknüpfung des Bücherstudiums mit praktischem Engagement in dem Bereich, der ihr besonders am Herzen liegt: die Nöte der Kinder, Familien und Minderheiten. Die Begegnung mit

Bill Clinton in Yale 1970 gab ihrem Leben nicht nur eine emotionale Wendung. Bernstein sieht in der Verbindung dieser beiden Persönlichkeiten eine politische Partnerschaft, die mit der nüchtern vollzogenen Eheschließung 1975 besiegelt worden sei. Der gemeinsame Marsch durch die Institutionen begann mit Bills Wahl zum Generalstaatsanwalt und später zum Gouverneur von Arkansas, während Hillary noch ihrer Anwaltschaft nachging. Besonders in der zweiten Amtszeit Bill Clintons in Arkansas hatte sie jedoch erheblichen politischen Einfluss. Bernstein führt die erfolgreiche Umsetzung der nach konservativen Prinzipien gestalteten Bildungsreform auf die von Hillary entwickelte „Verteufelungsstrategie“ zurück. Die Reform wurde nicht durch Überzeugungsarbeit, sondern durch aggressive Propaganda gegen die Lehrerverbände durchgesetzt.

Bernstein beschreibt Hillarys Reaktion auf den Sieg bei der Präsidentschaftswahl 1992 als überheblich und geradezu be rauscht. Sie habe ihn als Rechtsanspruch interpretiert, die Dinge fortan so regeln zu können, wie sie es für richtig hielt. Sie erhielt die unmittelbare politische Verantwortung

für die Gesundheitsreform und weitere quasi präsidentiale Vollmachten – trotz massiver Bedenken aus Bill Clintons Umfeld. Vor allem Hillarys missratene politische Kommunikation führte nach Erkenntnissen Bernsteins zu dem Desaster der ersten beiden Jahre der Clinton-Präsidentschaft. Sie habe seit dem ersten Tag im Weißen Haus jegliche Zeitungslektüre strikt abgelehnt. Den Journalisten wurde auf ihr Geheiß der gewohnte direkte Zugang zum Pressebüro des Weißen Hauses versperrt. Ihre überzogene Geheimhaltung und das kompromisslose Festhalten an den eigenen Vorstellungen führten zum Scheitern der Vorschläge für eine umwälzende Veränderung des amerikanischen Gesundheitswesens im Kongress. Hinzu traten unter anderem ungeschickte Reaktionen auf die Untersuchungen über ein zwielichtiges Immobiliengeschäft der Clintons in Arkansas („Whitewater-Affäre“), welches dadurch mehr Aufmerksamkeit erhielt als notwendig. Nach der vernichtenden Niederlage der Demokraten bei den Kongresswahlen 1994 zog sich Hillary deprimiert aus der strategischen Planung der Regierungsarbeit zurück und wurde zur weltweit tätigen Botschafterin für

Frauen-, Kinder- und Menschenrechte.

Neue Kampfeslust

Erst die für sie demütigende Lewinsky-Affäre aktivierte wieder ihre politische Kampfeslust. Sie lancierte eine erfolgreiche PR-Strategie gegen den Sonderermittler Kenneth Starr und die hinter ihm stehenden konservativen Kräfte. Ihr Kampf gegen eine „umfassende rechtsextreme Verschwörung“ verhalf ihr in den letzten Jahren der Clinton-Administration wieder zu öffentlichem Respekt und politischer Statur. In dieser Situation entschied sie sich für eine eigene politische Karriere und kandidierte in New York für den Senat, auch deswegen, weil „ihr Mann so viel von dem verspielt hatte, was ihrer beider Präsidentschaft hätte sein sollen“.

Ihr Wirken als Senatorin kommt bei Bernstein zu kurz. Deutlich wird jedoch, dass sie sich bei den großen nationalen Themen auffällig zurückhielt und sich vor allem als Interessenvertreterin ihres Bundesstaates betätigte. Enttäuscht zeigt sich Bernstein von ihrer Unterstützung des Irak-Krieges, die er im Widerspruch zu ihrem jugendlichen Engagement gegen die Vietnam-Politik Johnsons und

Nixons sieht. Die Frage, ob Hillary Clinton eine gute Präsidentin abgäbe, lässt Bernstein offen. Er zeichnet das Bild einer kämpferischen Überzeugungsstäterin, die mit ihrem christlich fundierten Eintreten für die Schwachen und Randgruppen den Finger in die Wunden der amerikanischen Gesellschaft legt. Dennoch entsteht der Eindruck, dass ihre Bilanz nach dreißig Jahren politischer Aktivität mager ausfällt. Sie scheint mehr Symbol als tatsächlich erfolgreiche Politikerin zu sein. Offenbar fehlt es ihr vor allem an einer Strategie, die ihr unbändiges Sendungsbewusstsein mit dem notwendigen Pragmatismus in Einklang bringt. Dies ist eine Schwäche, bei der sie von der Meisterschaft ihres Ehemanns lernen könnte.

Der Senatorin Hillary Clinton fühlen hingegen die beiden Reporter der *New York Times* Jeff Gerth und Don Van Netta stärker auf den Zahn. Dabei interessiert sie vor allem ihr Einverständnis zum Militäreinsatz im Irak. Den beiden Autoren stellt sich die Frage, wie eine so erfahrene und vermeintlich umsichtige Politikerin „an einem entscheidenden Punkt so falsch liegen konnte“. Sie sei dabei offenbar dem Rat ihres Ehemanns und dem seines

vormaligen Sicherheitsberaters Sandy Berger gefolgt. Bill Clintons Instinkt sei es gewesen, dass sie niemals Präsidentin werden würde, wenn sie nicht beweise, dass sie als Oberkommandierende die notwendige Härte zeigen könne. Gerth und Van Netta bemängeln aber vor allem die nach ihren Recherchen unzureichende Vorbereitung der Entscheidung durch die Senatorin. Sie habe den Geheimdienstbericht über den Irak nicht gelesen, der für die Bush-Administration die zentrale Rechtfertigung für den Krieg darstellte. Im laufenden Wahlkampf behauptete sie, davon ausgegangen zu sein, der Präsident werde die ihm gegebene Autorisierung nur für Verhandlungen in der UNO nutzen, was die beiden Reporter jedoch widerlegen können. Nun verspreche sie die Beendigung des Krieges in der Hoffnung, daran und nicht an ihr Abstimmungsverhalten werde man sich am Wahltag erinnern.

Gefährliche Konkurrenz

Hillary Clintons schärfster Konkurrent um die demokratische Präsidentschaftskandidatur, Senator Barrack Obama, hat sich derweil mit einem eigenen Werk zu Wort gemeldet, das dem Leser

auch viel über die beeindruckende Lebensgeschichte des Autors verrät. *Hoffnung wagen* lautet Titel und Botschaft des Buches des charismatischen Newcomers aus Illinois. Er beklagt, wie weit sich sein Land von den alten Verheißungen entfernt habe. Der von Franklin Roosevelt begründete Sozialvertrag löse sich auf, die Kluft zwischen Arm und Reich wachse stetig. Er warnt seine Partei vor einer Anpassung an die republikanische Ideologie von Steuersenkungen und Privatisierungen. Der Staat hat für Obama weiterhin eine ausgleichende Rolle. Dabei ist er auf der Suche nach einem politischen Konsens, der Amerikas innere wie äußere Stärke neu begründen soll. Außenpolitisch beinhaltet dies eine stärkere Einbindung der USA in multilaterale Bezüge sowie die Bereitschaft, auch mit den erklärten Gegnern auf der Weltbühne zu kooperieren. Amerikas Führungsanspruch bleibt jedoch auch für Obama unbestritten. Sein optimistischer und mitunter auch selbstkritischer Stil wirkt ansteckend und erfrischend – nicht ungefährlich für seine alt-etablierte Kollegin aus New York, die in Amerika polarisiert wie kaum jemand anders.